

(Querschnitte 27), Innsbruck/Wien/Bozen: Studienverlag 2009, 228 Seiten.

Der Band über die italienischen Anteile am multikulturellen Wien ist im Rahmen einer Ringvorlesung an der Universität Wien, organisiert von den Herausgebern, dem Wirtschafts- und Sozialhistoriker Josef Ehmer und dem Romanisten Karl Ille, entstanden. Damit verbunden ist zugleich ein von Rosita Rindler-Schjerve geleitetes europäisches Projekt unter dem Dach von „Linee – Languages in a Network of European Excellence“ zum Thema linguistischer Diversität. Im konkreten Fall geht es um italienisch-deutsche Sprach- und Kulturkontakte, wobei Forschung über entsprechende Unterrichts-Formate in die Lehre integriert wird. Die Ergebnisse stellen Karl Ille, Rosita Rindler-Schjerve und Eva Vetter in einem Beitrag des Bandes vor. Historisch geprägten Lehnwörtern aus dem Italienischen – wie Salettl oder Tschick – wurde dabei nachgespürt, zugleich aber auch dem Selbstverständnis der ItalienerInnen in Wien heute.

Bereits ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis macht die Vielfalt an Perspektiven deutlich. Eine Reihe verschiedener Disziplinen ist vertreten: historische und soziologische Migrationsforschung, Sozial- und Rechtsgeschichte, Sprach-, Kultur- und Medienwissenschaften. Alltagskulturelle Aspekte werden ebenso behandelt wie Elitenkulturen. Der zeitliche Bogen des Bandes reicht von der Frühen Neuzeit bis in die Gegenwart. Historische und aktuelle Perspektiven verbinden sich auch innerhalb einzelner Beiträge immer wieder miteinander.

Wie die Herausgeber in der Einleitung skizzieren, war der italienische Anteil an der Gesamtbevölkerung Wiens historisch vergleichsweise gering, dasselbe gilt für die Gegenwart: Laut den von Christoph Reinprecht ausgewerteten Volkszählungsdaten von 2001 machen die italienischen StaatsbürgerInnen 0,19 %, die in Italien Geborenen 0,25 % der Wiener Bevölkerung aus. Der soziale und kulturelle Einfluss dieser Gruppe sei – so die Herausgeber – jedoch als sehr hoch einzuschätzen. Forschungsdefizite machen sie insbesondere für die Zeit nach 1945 aus. Deutlich zeigt sich, dass es sich um verschiedene Migrationsmuster handelt, die hinter den Wanderungen der Italiener und Italienerinnen stehen. Insgesamt ist die Migration nach Wien stark über Arbeit und bestimmte Tätigkeitsbereiche definiert, die quer durch die verschiedenen sozialen Milieus gehen: Italienische Ärzte und Prediger oder Rauchfangkehrer finden sich ebenso darunter wie Sänger, Musiker und Tänzer am Hof oder Bauarbeiter und Kleinhändler. Saisonale Migration – etwa jene der berühmten Salamiverkäufer aus dem Friaul – ist Teil dieses Spektrums wie italienische Familien, die über mehrere Generationen in Wien lebten und

leben. Bestimmte Tätigkeiten fallen öfters mit Herkunftsgebieten zusammen: So kamen die Scherenschleifer aus dem Trentiner Rendenatal. Als dominante italienische Sparte im heutigen Wien sind die Eissalons zu nennen. Neben der Arbeitsmigration gab es auch eine Heiratsmigration: italienische Adelige, die an den Wiener Hof heirateten, oder eheliche Verbindungen zwischen dem Tessin und Wien in der Rauchfangkehrerbranche.

Annemarie Steidl bringt in ihrem Beitrag zur historischen Entwicklung verschiedene Konjunktoren des Zuwanderns nach Wien mit wirtschaftlichen und politischen Veränderungen in Verbindung. Als Kriterium der Italianität verwendet sie die Sprache. Daher sind auch MigrantInnen aus der italienischen Schweiz mit eingeschlossen. Wien als Metropole hat zweifelsohne eine Anziehungskraft ausgeübt. Wechselnde Grenzverläufe machen es für die habsburgisch italienischen Territorien allerdings schwierig, zwischen internationaler und Binnenmigration zu differenzieren. Ein weiteres Problem ist, dass sich saisonale Migration zahlenmäßig nur schwer fassen lässt. Die Volkszählungsdaten wurden jeweils mit Stand vom 31. Dezember erhoben, zu einer Zeit also, in der saisonal Migrierende in der Regel nicht unterwegs waren. Der Beitrag fokussiert auf zwei sehr unterschiedliche Gruppen: die Rauchfangkehrer, ein einträgliches und monopolisiertes Gewerbe, das über Generationen von Tessiner Familien dominiert war, und die Erdarbeiter, die auf Wiener Großbaustellen des ausgehenden 19. Jahrhunderts – bei der Donauregulierung etwa – im Einsatz waren.

Zeitlich weit gespannt – von der Frühen Neuzeit bis zum EU-Beitritt Österreichs – ist der Rahmen auch im Beitrag von Ilse Reiter-Zatloukal über die normativen Rahmenbedingungen von Migration. Die Autorin gibt einen Überblick über Regelungen, Erfordernisse und Hürden, allgemein und spezifisch für italienische MigrantInnen. Ende des 18. und Ende des 19. Jahrhunderts verschärfte sich beispielsweise politisch motiviert die Kontrollen, man befürchtete, es könnten „revolutionäre Elemente“ einwandern. Visa-Bestimmungen für ItalienerInnen gab es nach dem Ersten und auch nach dem Zweiten Weltkrieg. Mit dem EU-Beitritt Österreichs sind die letzten noch bestehenden Hindernisse schließlich weitgehend gefallen.

Christoph Reinprecht diskutiert in seinem soziologischen Beitrag kritisch verschiedene Migrations- und Integrationsmodelle und schärft das Profil der italienischen Migration nach Österreich und Wien im Vergleich zu anderen, zahlenmäßig bedeutenderen europäischen Migrationszielen von Italienern und Italienerinnen: Deutschland, Frankreich und Schweiz. Typisch für die italienische Migration insgesamt sei die Kettenmigration, das heißt, dass Ausgewanderte weitere MigrantInnen nachziehen: Verwandte, Bekannte, Leute aus demselben Dorf. Ein weiteres Merkmal stellt die zirkuläre Migration dar, ein Hin und Her-Wandern, begleitet von hohen Rückwanderquoten. Für das späte 19. Jahrhundert erklärt der Autor dieses Phänomen nicht

nur über eine insgesamt stark familialistische Orientierung der italienischen Gesellschaft, sondern auch über die Anziehungskraft der jungen Nation. Was aktuell im Vergleich zu Deutschland, Frankreich und der Schweiz auffällt, ist das hohe Bildungsniveau (Hochschulabschluss von 31% der italienischen StaatsbürgerInnen bzw. 27% der in Italien Geborenen) und die höheren Berufspositionen, die sie einnehmen.

Zwei Beiträge von Karl Ille setzen sich mit italienischen Bezeichnungen und Benennungen auseinander. Im ersten geht es um Italianismen in der gastronomischen und kommerziellen Öffentlichkeit Wiens. Ausgehend vom Konzept des „linguistic landscape“ – der „linguistischen Landschaft“ – hat sich Karl Ille auf die italienischen Lokal- und Geschäftsbenennungen konzentriert, die wie auch Straßenschilder, Gebäudeaufschriften, Werbetafeln einen bislang vernachlässigten Bereich semiotischer Steuerung darstellen. Die Präsenz von Sprachen im Stadtbild steht – darauf verweist Karl Ille – in Zusammenhang mit ökonomischen Machtverhältnissen, mit dem Prestige einer Sprache, dem Sympathiewert und dem Versprechen, das die Bezeichnung, die Benennung in einer bestimmten Sprache transportiert. Der Autor skizziert u. a. verschiedene Benennungsstrategien, die mitunter seltsame Blüten treiben: etwa wenn eine Pizzeria „Camorra“ oder „Mafiosi“ heißt.

Der zweite Beitrag ist zum Thema der Kultur und Politik der Mikrotoponomastik am Beispiel von Namen für Straßen und Plätze. Der Autor fragt unter anderem nach der Benennungspolitik, nach deren historischen Kontexten, etwa im Zuge politischer Ereignisse und Veränderungen. Vor allem italienische Personen-, aber auch Orts- und Opernnamen – vornehmlich von Verdiopern, Verdi selbst allerdings nicht – scheinen in Wien auf. Gesamt gesehen ist es ein männlich dominiertes Spektrum, das mehrheitlich auf die Zeit der Monarchie zurückgeht.

Danièle Lipp hat fünf Migrationsverläufe italienischer Musiker am Wiener Kaiserhof zwischen 1720 und 1740 rekonstruiert. Die Entstehung und Verbreitung der Oper mobilisierte die Künstler – ganze Operntruppen zogen herum. Dynastische Verbindungen zwischen dem Kaiserhaus und italienischen Fürstenhöfen förderten ihrerseits seit dem 17. Jahrhundert die Rezeption von neuen Musikstilen und -formen und machten Wien zu einem zentralen Ort für italienische Künstler.

In zwei Beiträgen geht es um Architektur. Vilma Fasoli zeigt italienische Kulturmodelle in der Architektur Wiens vom 16. bis zum 18. Jahrhundert auf, und zwar mit einem Ansatz, der auf Migration nicht nur von Personen, sondern auch von Wissen und Kompetenz fokussiert, die mit transferiert werden. Es geht um die Frage nach Kulturkontakten, nach den davon ausgehenden Einflüssen vor Ort, um die Frage nach Neuem, nach neuen Wechselbeziehungen, die daraus entstehen konnten. Diego Caltana arbeitet architektonische Verbindungen zwischen Wien und Triest heraus,

und zwar am Beispiel des in Wien tätigen Architekten Pietro Nobile (1776–1854), der aus dem Tessin stammte und in Triest aufgewachsen war. Er lehrte zwischen 1818 und 1849 an der Wiener Akademie und beeinflusste vor allem die nachfolgende Generation von Wiener Architekten, insbesondere jene, die der Wiener Neo-Renaissance zuzurechnen sind.

Doris Grossi rollt die Geschichte von „Venedig in Wien“ auf, das im Jahr 1895 eröffnet wurde. Dazu gab es bereits Vorläuferprojekte: Venedig in London von 1890 und Venedig in Berlin von 1894. Dem Wiener Initiator Gabor Steiner schwebte noch größeres vor: Er pachtete eine riesige Fläche im Prater, auf der die „Reichhaltigkeit der Reize der Lagunenstadt“ möglichst naturgetreu wiedergegeben werden sollten. Eine Reihe von Geschäften und Unternehmen waren in dieses Venedig integriert, sogar eine Glasbläserei. Gondeln und Gondolieri wurde aus Venedig importiert. Zwei Millionen Besucher waren im ersten Jahr zu verzeichnen. Doch wandelte sich das Bild sehr bald, *ponti* und *palazzi* wurden sukzessive durch anderes ersetzt.

Den Abschluss des Bandes machen Rita Hochwimmer und Daniel Winkler mit einer Untersuchung der Rezeption von italienischen Filmen durch die Viennale, dem Wiener Filmfestival, das es seit 1960 gibt. Dessen ursprüngliches Motto war: „Filme, die uns nicht erreichten“. Aus Italien waren zunächst hauptsächlich Unterhaltungsfilme präsent. Ab 1968 kamen politisch orientierte Filme, Autorenfilme hinzu. Wichtige Filme der Nachkriegszeit, des Neorealismo wurden z. T. mit 20, 25 Jahren Verspätung im Rahmen der Retrospektiven des Filmmuseums innerhalb der Viennale gezeigt. Das bleibt weiterhin charakteristisch: Anspruchsvollere italienische Filme sind eher in Retrospektiven als im regulären Viennale-Programm zu finden. – An dieser Stelle muss als Ergänzung zu diesem Befund das Italienische Kulturinstitut und dessen engagiertes Filmprogramm genannt werden.

Gesamt gesehen, deckt der Band ein breites disziplinäres und soziales Spektrum italienischer Migrationen und Kulturtransfers ab. Viel zu tun gibt es sicher noch in Hinblick darauf, wie die verschiedenen Gruppen italienischer Migranten und Migrantinnen ihr Leben in Wien organisiert haben, welche Vernetzungen sie genutzt bzw. selbst aufgebaut haben, wie sich Stabilität und Fluidität von Migrationsverläufen – denn beides wurde in den Beiträgen konstatiert – konkret dargestellt haben und welche Implikationen die verschiedenen Modelle auch in ihrer Gleichzeitigkeit hatten, nicht zuletzt mit Blick auf jene, die zurückgeblieben sind – sei es in der Herkunftsgesellschaft, sei es beim Weiterziehen oder Rückwandern.

Bezogen auf die aktuelle Situation der Sprach- bzw. Schriftpraxis, schiene mir interessant, die Frage nach der Präsenz des Italienischen in Wien über die italienischen Lokale, Geschäfte etc. hinaus auszudehnen, dem Wandern des Italienischen, dem sich Vermischen nachzuspüren und den Transformationen, die dies mit sich bringt – zum Beispiel auf Menütafeln

oder Speisekarten in nicht-italienischen Wiener Lokalen –, Kulturkontakt und Kulturtransfer stärker noch in ihren Verflechtungen zu fassen, nach den Faktoren zu fragen, die Prestige und Sympathiewerte des Italienischen generieren. Ein schwierig zu lösendes Problem, das Christoph Reinprecht thematisiert, sind die aktuellen Zahlen. Denn in der wichtigsten und praktikabelsten Quelle, in den Volkszählungslisten, sind die deutschsprachigen Südtiroler mit eingerechnet. Nicht desto trotz kann der Band als Anregung verstanden werden und zugleich als Vorbild dienen, den italienischen oder anderen Anteilen – historisch wie aktuell – am sozialen und kulturellen Leben anderer Städte gezielt nachzugehen.

Margareth Lanzinger

Claudia Andrea Spring, Zwischen Krieg und Euthanasie.
Zwangssterilisationen in Wien 1940–1945

Wien/Köln/Weimar: Böhlau Verlag 2009, 336 Seiten.

Seit gut 20 Jahren steht die NS-Gesundheitspolitik nunmehr im Fokus des historischen wissenschaftlichen Interesses. Nach Gisela Bocks und Hans-Walter Schmuhs bahnbrechenden Studien¹ ist eine Fülle von Literatur zu verschiedenen Teilproblematiken erschienen, etwa zu involvierten Institutionen (z. B. Heil- und Pflegeanstalten), zur Euthanasie oder den Zwangssterilisationen. Etwas verspätet klinkte sich auch Österreich in den Forschungsprozess ein, nun aber mit beachtlicher Intensität.

Zu den Wissenschaftlerinnen, die sich mit dem Thema schon seit längerer Zeit beschäftigen, gehört Claudia Andrea Spring. Nach mehreren kleineren Untersuchungen legt sie nun eine umfassende Publikation zu den Zwangssterilisationen in Wien vor – es handelt sich im Wesentlichen um ihre 2008 an der Universität Wien approbierte Dissertation.

Spring beginnt mit der Darlegung der Fragestellung, erläutert die Forschungszusammenhänge und präsentiert ihr Quellenmaterial: Die Akten des Erbgesundheits- und Erbgesundheitsobergerichts Wien. Diesen Bestand hat sie in mühevoller Kleinarbeit zusammengetragen, wobei – und hier bietet sie uns Einblicke in den Arbeitsalltag einer Dissertantin – die *scientific community* zumeist, jedoch nicht immer behilflich war. Die Herausgabe wichtiger Archivadokumente, die von zwei Wissenschaftlern bearbeitet worden

1 Gisela Bock, Zwangssterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik, Opladen 1986; Hans-Walter SCHMUHL, Rassenhygiene, Nationalsozialismus und Euthanasie. Von der Verhütung zur Vernichtung „lebensunwerten Lebens“ 1890–1945, Göttingen 1987.